

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 110.

Donnerstag, 10. Mai.

1928.

(16. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

Der hohe Herr vermochte seine Betroffenheit nicht zu verbergen.

„Schade“, meinte er, „ich gestehe offen, daß Sie mir damit eine gewisse Enttäuschung bereiten. Denn halb hatte ich mich in der Hoffnung gewiegt, daß schon das Privatleben dieses Mannes nicht ganz einwandfrei sei und man ihn auch aus diesem Grunde irgendwie unschädlich machen könne. Nun also ist es damit leider nichts.“

„Weshalb nicht?“

„Wo Sie mir doch selbst erklärten . . .“

„Trotzdem!“

„Was — trotzdem?“

„Ich weiß nicht“, sagte der Kommissar grübelnd, „ob wir uns nicht von vorgefaßten Meinungen blaffen lassen und Zusammenhänge als erwiesen ansehen, die tatsächlich vielleicht in ganz anderer Form bestehen.“

„Können Sie mir nicht erklären, was Sie damit sagen wollen?“

„Das eben kann ich nicht“, versetzte der Kriminalist mit schmalen Augenlidern. „Instinkte lassen sich nun einmal nicht mit dem nüchternen Verstande definieren, sondern man muß ihnen blindlings folgen. Wie ich es auch in dem Falle des Konsuls d'Arzilla halten werde. Vielleicht — ja, vielleicht kommen wir da an ein Ziel, von dem heute weder Ew. Hoheit, noch Fräulein Lint, noch ich etwas ahnen.“

X.

Am Abend des gleichen Tages ereignete sich im „Espanade-Theater“ ein seltsamer Zwischenfall.

Das erste Bild nach der großen Pause glitt vorüber. Gewissermaßen als Reaktion gegen all den schon fast ermüdenden Überschwang sinnlosen, förmlich sich selbst überschlagenden Brunks, eine Szene der Selbstbefinnung, des Zurückfindens, des unwillkürlichen Aufatmens. Jene Szene, die Rena Lint von allen Bildern am liebsten spielte, weil sie vielleicht ihrem ganzen Denken und Empfinden wirklich etwas zu sagen vermochte.

Romantik. Deutsche Burschenschaftler. Spielendes Mondlicht über verträumtem Neckartal und der Ruine des Heidelberger Schlosses. Spritzen und Flieder. Reifrock und Stürmer. Goldene Jugendtorheit und jüges Erwachen keuscher Mädchenherzen. Das Horn des Postillons und das Murmeln der Wellen. Jungferntanz und Heine'sche Lyrik.

Halbrechts, vorn an der Rampe, auf einer tief in Jasmingesträuch geschnittenen Bank saß die junge Diva. Biedermeierkostüm. Den großen geflochtenen Strohhut am himmelblauen Seidenband in der halbgesunkenen Rechten. Lavendel. Werthers Lotte. Ein Sinnbild jener schon fast mythisch anmutenden Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, als man noch Spengler und Stöcker trug und den hauslich geblühten Rod beiderseits mit spitzen Fingern noch zu zierlichem Menuett und gravitätischer Gavotte schürzte.

Saß da — von silbernem Mondlicht umflimmert — mit großen, traurig-müden Augen die Vergangenheit lachend, das schmale Gesichtchen von wehem Schmerz

durchzuckt — und sang vor atemlos lauschendem Hause mit süß verhaltener Stimme ihr „Sehnsuchtslied“, das in seiner einsätzigen Schlichtheit verwischenen Winter doch ganz Berlin beherrscht hat:

Denk ich in Wehmut der sonnigen Zeit
Unserer Tage, durchduftet von Rosen,
Denk ich versunkener Seligkeit,
Unserer Nächte voll Küssen und Rosen,
Denk ich der Worte, die einstmal du sprichst —
Dann kann ich's noch immer nicht fassen,
Daß du geschworene Treue mir brachst,
Grausam mich konntest verlassen.

Denk ich an das Lied, das die Nachtigall sang,
Amduftet von Gliederblüten,
Als meine Lippen sehnsuchtsbang
Auf den seinen, den deinen glühten.
Als unsere Herzen, durchschauert von Glück,
So heiß umeinander geworden —
Seit du mich einsam liehest zurück
Ist meine Seele gestorben . . .

Rena Lint erhob sich, um, der Weisung des Regisseurs folgend, den Schlußvers an der entgegengesetzten Seite der Bühne zu singen, wo zwischen den Kulissen bereits der Märchenchor der Nixen und Elfen wartete, um bei einsetzendem Refrain in schwebendem Libellenreigen hervorzutreten.

Da entstand Unruhe im Hause:

Vorn aus den ersten Klubesseltreihen erhob sich ein Herr, drängte sich zum Mittelgang durch, kam ihn rasch heraus und trat, unmittelbar hinter dem Rücken des Kapellmeisters, dicht an die Orchesterbarriere, hart zu Füßen der Rampe.

Da verhielt er den Schritt, hob den Kopf und starrte die junge Diva an. Ganz still, in seltsam abwesendem Blick, — als handle er überhaupt nicht bewußt, sondern unter einem suggestiven Zwange.

Rena Lint brach jääh ab, als sie unmittelbar zu ihren Füßen plötzlich das Gesicht dieses fremden Mannes bemerkte. Bizarriert war ihr, als habe sie es schon einmal flüchtig gesehen. Doch die Erinnerung versagte. Der Kapellmeister, der rasche Atemzüge hinter sich vernahm, wandte sich gleichfalls um. Das Orchester, seiner Leitung beraubt, spielte noch ein paar Takte, um dann zu verstummen. Auf einen aus der Seitenkulisse gegebenen Wink des Regisseurs fiel schnell der Vorhang, während das Licht im Saal aufflammte. Des ausverkauften Hauses bemächtigte sich Nervosität und Unruhe. Man beugte sich über die Rang- und Logenbrüstungen, erhob sich im Parkett, drängte nach vorn, sprach erregt und aufgebracht durcheinander. Und schon waren aus dem Hintergrunde auch ein paar Logenischliefer durch den Mittelgang nach vorn geeilt, um sich des Störenfriedes zu bemächtigen und ihn aus dem Zuschauerraum zu entfernen.

Der wehrte sich nicht, sondern ging ihnen willig voran. Die Türen schlossen sich, das Publikum kehrte kopfschüttelnd und verständnislos auf seine Plätze zurück, das Orchester setzte zum nächsten Bilde ein.

Draußen im umlaufenden Parkettpromenoir wartete bereits der Direktor, der schleunigst seine Loge verlassen hatte, um den offenbar Geistesgestörten persönlich in Empfang zu nehmen und weitere Zwischenfälle zu verhüten.

„Darf ich Sie ersuchen, mein Herr, mir einen Augenblick in mein Bureau zu folgen!“ forderte er entschieden, und befahl gleichzeitig dem hünenhaften Oberschließer:

„Schmidt, Sie begleiten uns.“

„Jawohl, Herr Direktor.“

Doch seines Schutzes und seiner Anwesenheit hätte es gar nicht bedurft. Denn der Intendant verhielt sich ganz ruhig, nachdem er den Sessel genommen, der ihm mit einer Handbewegung gewiesen worden war.

„Nun bitte, mein Herr“, ersuchte der Direktor, „Ihre Erklärung, weshalb Sie in so unerhörter Weise die Vorstellung stören?“

Der Mann im Sessel hatte mit langem Blick die ihn wohl fremdartig anmutende Umgebung mit den vielen gerahmten Bildern männlicher und weiblicher Bühnengrößen, den vergilbten Lorbeerkränzen und ausgeblakten Premierschleifen umfaßt.

Als sein Blick dann auf dem Direktor haften blieb, schien es, als sinke von seinen Augen langsam ein Schleier.

„Ich höre eben von Ihnen“, sagte er mit behutsam fühlenden Worten, wie wenn er sich mit vorgestreckten Händen durch ein nur zögernd aufhellendes Dunkel tastete. „Ich höre eben von Ihnen, daß ich Ihre Vorstellung gehört habe. Das wollte ich nicht.“

„So, Sie wollten es nicht, — wo Sie doch das ganze Publikum in Aufruhr versetzten, das Orchester abbrechen und der Vorhang fallen mußte?“

„Das hatte ich weder geahnt noch beabsichtigt.“

„Gehört es womöglich häufiger zu Ihren Lebensgewohnheiten, Theatervorstellungen auf diese Weise zu unterbrechen?“

„Nein“, versetzte der andere und schüttelte den Kopf. Während die Stimme des Bühnengewaltigen feindselig pollerte, blieb seine eigene stets von der gleichen halb-lauten, unruhig suchenden Gedämpftheit. „Selbstverständlich habe ich noch nie im Leben eine Vorstellung gestört. Wie sollte ich auch dazu kommen?“

„Und deshalb haben Sie sich für Ihr Debut auf diesem Gebiet gerade mein Theater ausgesucht?“

Sein Gegenüber senkte ein wenig den Kopf, wobei sein Haar sich als schon von grauen Strähnen durchsetzt erwies. Hart und dünn waren die Lippen. Tief unter halbgeschlossenen Lidern lagen seine Augen, in deren Iris ruheloses Leben war. Irgendetwas in diesen scharf gemeißelten Zügen wirkte absonderlich, mahnte zur Vorsicht, verriet Vergangenheiten, die weit jenseits der Grenzen herkömmlicher Alltagschablone lagen. Man konnte dieses undefinierbare Etwas vielleicht abstoßend, doch man konnte es auch erschütternd finden und Regungen des Mitleids in sich spüren.

Ich war nur gekommen, um Rena Lint zu sehen und zu hören, wie vor mir wahrscheinlich schon Tausende. Nicht mich, sondern sie selbst müssen Sie dafür verantwortlich machen, wenn sie durch ihren Gesang und ihr Spiel mich dazu trieb, die Vorstellung zu stören. Daß ich es überhaupt getan habe, kam mir erst zum Bewußtsein, als mich die Logenschließer wie einen Verbrecher abführten. Was ich tat, geschah unter der Einwirkung einer Art Hypnose, einer fremden Macht, die außerhalb meines Willens und meines Bewußtseins lag. Es ist mir nie jemals passiert und wird mir bestimmt auch nie wieder passieren. Nur eben in diesem einen einzigen Falle war es möglich.“

Der Direktor hatte einen schnellen ratlosen Blick zu dem Oberschließer hinübergeworfen und ihn mit einem Abschleudern beantwortet erhalten. Seine Erregung ebte langsam ab. Er bog sich aus seinem Schreibsessel vor und fragte unwillkürlich interessiert:

„Wieso? Ich meine: Wieso war Ihr Verhalten nur in diesem einen einzigen Falle möglich?“

„Weil Rena Lint nur in diesem Theater und nur in dieser Revue auftritt.“

„Aber Sie kennen sie schon irgendwo aus ihrer Tätigkeit an anderen Berliner Bühnen her?“

Ein kurzes stuhendes Zögern. Dann ein Kopfschütteln.

„Ich habe sie zum ersten Male gesehen und gehört.“

„Und da machte sie sofort solch tiefen Eindruck auf Sie?“

„Sie machte nur deshalb solchen Eindruck auf mich, weil sie die Braut des Rittmeisters von Islem ist.“

„Weil sie — was?“

In den allmählich still gewordenen Augen des anderen erwachte wieder die suchende Unruhe von vorhin.

„Nicht wahr?“ fragte er mit unvermittelter Eindringlichkeit, „es trifft doch zu, was ich dieser Tage in verschiedenen Zeitungen und neuerdings auch in einer mondänen Wochenschrift las: Nicht nur, daß der Rittmeister von Islem mit Fräulein Lint verlobt ist — das wußte ich schon seit langem —, sondern vor allem: daß sie einander sehr lieben, daß sie völlig aufeinander eingestellt sind und sich nur gemeinsam in der Öffentlichkeit zeigten. Eben weil sie sich so lieben. Denn das ist der springende Punkt.“

„Wieso — der springende Punkt?“

„Erklären kann ich Ihnen das nicht, aber es ist so! Im übrigen brauchen Sie mir das gar nicht zu bestätigen, denn davon habe ich mich mit eigenen Augen und Ohren heute überzeugt. Bisher nämlich nahm ich an: Diese Verlobung wäre von seiten des Rittmeisters von Islem nur eine mehr snobistische Eitelkeit und von seiten Rena Lints lediglich die Laune und Caprice einer gefeierten Schauspielerin, wie sich so etwas meistens erklärt. Seit vorhin aber weiß ich, daß sie einander wirklich lieben und daß der Hamburger Skandal Rena Lint ebenso tief getroffen hat, wie den Rittmeister von Islem.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Hirte.

Er ist mit seiner Herde stets allein.

Er spricht mit Gott in menschenferner Nacht.

Und seine Nächte müssen leuchtend sein

Von all der Sterne goldner Pracht.

Und seine Tage sind vom Grillensang umfungen.

Der Wollen Schatten fällt auf sein Gesicht.

Er ist vom Bienenlied umfungen,

Die Wiesenblume zu ihm spricht.

Und wenn er hört vom Treiben in den Städten,

Vom nimmermüden, hastgeweißten Tun,

Läßt er den Blick der stillen Augen

In Gottes blauem Himmel ruhn.

In ihm klingt Lied aus längst entschwundner Zeit

Wie Harfentlang, der wunderselig macht ...

Er ist mit seiner Herde stets allein.

Er spricht mit Gott in menschenferner Nacht.

Hans Gäßgen.

Das Land der Wohlgerüche.

Grasse, im Frühling.

Von Cannes, dem in der Bucht von Napoléon gelegenen, von Lord Brougham für die englische Aristokratie entdeckten und von König Eduard sanktionierten Rivieraort mit seinem Hafen voller Luxusjachten und seinem Kasino, wo die Spielverluste denen in Monte Carlo Konkurrenz machen, von diesem Cannes des Reichtums und der Apathie erholt man sich in der Ruhe des provenzalischen Hinterlandes, der Olivenhaine, Blumenfelder und Wohlgerüche, das in Grasse seinen Mittelpunkt hat.

Goethe-Berehrer grüßen diesen Teil der Provence als die Heimat des Königsleutnants Grafen Thorenc, dessen Einquartierung in Goethes Waterhaus in Frankfurt der Dichter im dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ so anschaulich schildert. Thorenc wurde 1719 in Grasse geboren, seinen Grafentitel, den ihm der Senat von Frankfurt verschaffte, führte er nach dem Grasse benachbarten Dorfe Thorenc. Die Bilder, die der kunstsinige Provenzale, angeregt durch das Bildzimmer im Goetheschen Hause, von Frankfurter Künstlern malen ließ, bestimmte er für das

ihre
Kopf-
hört.
auf
mich,
des
von
Ein-
ge in
einer
Riti-
das
daß
ein-
lichkeit
as ist
ist sol
estati-
n und
h an:
s von
von
einer
s er-
ander
Rena
meister
at.)
n.
n.
en.
ing.
genen,
bedeten
einem
Spiel-
von
man
der
Grasse
e als
dessen
t der
t" so
horen,
e ver-
Dorfe
e, an-
non
e das

Schloß seines Bruders in Mousans-Sartoux vor den Toren von Grasse, wo noch einige zu sehen sind. Die wertvollsten Gemälde hat das Frankfurter Goethe-Haus zurückgekauft. Von den Monatsbildern soll die Kindergruppe des April Wolfgang und seine Schwester Cornelia darstellen. Und zu der Josephslegende hatte der zehnjährige Knabe in einem Aufzuge zwölf Bilder beschrieben, von denen einige von Seefas ausgeführt wurden. Wie Thorenc später erzählte, hat Wolfgang zu dem jungen Joseph, der an die Midianiter verkauft wird, Modell gestanden. Wir verdanken also Thorenc das beste Jugendbildnis Goethes. Außer mit der Malerei kam der junge Goethe durch den fremden Gast mit dem französischen Theater in Berührung und wurde zu dramatischen Versuchen angeregt. Dem braven Seefas, der wohl nur durch seine Verknüpfung mit Goethe und Thorenc berühmt wurde, ist der Boucherschüler Fragonard, der Maler galanter Kofotobilder, überlegen an sinnlicher Grazie und geistvoll skizzierender Technik. Er ist ein Zeitgenosse Thorencs und auch ein Kind Grasses, des düstereichen Provençalschöns.

Grasse thront, gegen rauhe Winde geschützt, so hoch an einem Berge, daß die Zahnradbahn vom Bahnhof zu dem „Cours“ über 200 Meter Steigung überwinden muß. Von diesem ausblickreichen Korso der Stadt sieht man meilenweit sich zwischen Mittelmeer und Hügeln Blumenfelder breiten wie einen Garten Gottes. Weder die Türme der alten Pfarrkirche und des noch älteren Rathauses, die den Ort überragen, noch der Rubensche Flügelaltar im Hospital machen Grasse so berühmt, wie es die vierzig Parfümfabriken tun. Rosen, Orangenblüten, Veilchen, Jasmin, Tuberosen und Reseden werden in Millionen von Zentnern auf den Feldern und Terrassengärten der Umgebung geerntet und ihrer Düfte beraubt. Man hört staunend, daß 9000 Kilogramm Rosen ihr Leben lassen müssen, um ein Kilo Rosenöl herzustellen, aus dem dann wieder unendlich viele Parfüme bereitet werden. Wenn man in Grasse steht, wie manche Düfte an Fette gebunden werden, wundert man sich nicht mehr über Parfümleide in den Kleidern. Die Betriebe entstehen nicht durch hohe Schornsteine das Stadtbild. Die Fabrik, wo die bekannte Marke „Chypre“ hergestellt wird, liegt mitten in den schönen Gärten eines früheren Klosters. Einst waren es die Franziskaner, die das Wasser des Brunnens zur Parfümbereitung verwerteten. Daneben befindet sich jetzt in einem modernen Villenbau die Verkaufsstätte der Wohlgerüche und duftenden Seifen. Dort endete die Geschichte Frühling, und die schönen Hände, die die Waren kredenzten, trugen viel zum Verkaufserfolg bei.

Durch Schluchten mit Wasserfällen und Olivenhainen fahren die Autos von Grasse zu den Tropfsteinhöhlen von St. Egaire. Draußen troff der Regen, und drinnen in den tief ins Erdinnere hinabgehenden Höhlen troffen Bäche herab, die in jahrtausendelanger Arbeit diese Tropfsteingebilde geformt haben. Der mit Phantasie begabte Führer entdeckte Ähnlichkeiten mit Tieren, Menschen und selbst mit den Denkmälern von Cannes. Durch raffinierte Beleuchtung wirkten die Grotten wie Theaterkulissen von Raimundschen Feenmärchen.

Eine Schwesterstadt der Wohlgerüche ist nicht weit von Grasse Vence-la-Zolle, Römerstadt mit Ruinen von Säulen, Ringmauern, einer Kathedrale und einer Tempelburg aus der Zeit der Kreuzzüge, interessant vor allem durch seine provençalischen Frühlingsspiele, die alte Troubadourtradition neu beleben. Ahlands Worte kamen mir in Vence in den Sinn:

„In den Tälern der Provence
Ist der Minnefang entsprossen.
Kind des Frühling und der Minne,
Golder, inniger Genossen.“

Vence wählt jedes Jahr im April eine Königin der Jugend und Schönheit. Sie hält ihren cour d'amour wie weiland König René in les Baux, umgeben von den schönsten Ehrenjungfrauen. Alle provençalische Tänze finden zu ihren Ehren statt, und provençalische Dichter, die Felibers, lassen ihre Stimmen zum Lobe des Frühling, der Minne und der Heimat ertönen. Das ganze Fest kommt mir vor wie das Eidstedfod der Kelten in Wales, nur daß in Vence alles in Blumen getaucht ist, daß hier mehr Lächeln, mehr poetischer Zauber herrscht, selbst wenn Phöbus sich ganz unprogrammatisch hinter Wolken verbirgt und Aprilschauer herniederfendelt. Die Krönung der Königin mußte deshalb im Vencer Ratsaal stattfinden, wo ernste alte Bischofsbilder von den Wänden herabsahen auf das liebliche Kind des Südens, als ihm ein ebenso schönes Mädchen, die Königin des vorigen Jahres, die Krone aus Rosenknospen aufsetzte, Symbol der anmutigen, aber vergänglichlichen Würde eines Tages. Mit dem Feuer süßlicher Beredsamkeit rollte die Rede des Maire über die Zuschauer, über die schöne Provenzalin, und huldigte galant ihren achtzehn Vencen. Der Maire forderte Pfeifer und Trommler, Dichter und Troubadours auf, der

Königin zu huldigen und das alte römische Vence zu preisen das die Natur so verschwenderisch geschmückt hat, das fruchtbare Land und seine klaren Quellen der Provence. „Unser Fest sei so schön wie unsere Königin“, ruft er unter tosendem Beifall der Menge. Und die kleine Königin, reizend in ihrer provençalischen Tracht mit dem weißen Häubchen und dem weißen Fihu, dankt dem Maire und den Gebern, die ihr ein kostbares Geschenk überreichen lassen, ein moderner, aber für sie angenehmer Ton in der alten Melodie. Wie eine richtige Königin zeigt sich die Kleine auf der Freitreppe dem Volke, das ihr huldigt. Und die Sonne erweist sich den Dichtern dankbar, die ihre Strahlen besingen, und geruht, in einem Flecken blauen Himmels zu erscheinen. Spontan begrüßt die süßliche Menge die Himmelstönigin, die malitios und vorübergehend ihrer kleinen Kollegin dort unten zulächelt, die auf einem roten Thronessell Platz nimmt und die Dichtergesänge anhört. Die Sonne lächelt noch immer, als die Trommeln dröhnen und die Pfeifen erklingen und in feierlichem Zuge Königin und Ehrenjungfrauen am Arme der würdigen Stadtväter durch den Ort ziehen. Provençalische Weisen ertönen unter der Pergola des großen Plazes. Aber nun spielt die Sonne Verstecken hinter grauen Wolken, und schwere Tropfen fallen auf die provençalischen Trachten und die Frühlingsoiletten der Zuschauer. Rette sich wer kann! Die Cafés füllen sich, und das Unglück der einen wird das Glück der andern.

Welt u. Wissen

* Frau Senta und die weiße Maus. Frau Senta war bestimmt eine tüchtige Frau. Nach dem Tode ihres Gatten führte sie dessen Versicherungsagentur auf eigene Faust weiter. Und wirklich nicht zu ihrem und des Geschäftes Schaden. Bei ihren Büroangestellten, die durchweg den weiblichen Geschlecht angehörten, wachte sie sich Respekt zu verschaffen und ihre Autorität zu wahren, wenn auch ab und zu die Kontoristinnen sie unter sich respektlos kurz „Senta“ nannten. Aber das machte nichts, denn Frau Senta überhörte diese kleine Respektlosigkeit. Nun hatte Frau Senta vor einigen Monaten eine jüngere Kontoristin engagiert. Aber Ellen, wie die junge Dame hieß, war das verwöhnte Kind ihrer Eltern, das den Ernst des Lebens noch nicht kennengelernt hatte und auch ihre Tätigkeit betrachtete Ellen nur als Spielerei. Ernst nahm sie nur die Dressur und Pflege ihrer zwei niedlichen weißen Mäuse, die sie zu Hause hatte und von denen sie im Büro stundenlang erzählte, wenn Senta nicht in Sicht- oder Hörweite war. Ellen erwartete bei ihren Kolleginnen eine pridelnde Neugier und diese quälten sie dann so lange, bis sie versprach, eins der Tierchen mitzubringen, wenn Senta einen Tag nicht im Büro sei. Dieser Tag kam bald. Als Ellen das kleine weiße Mäuschen aus ihrer Tasche nahm und es auf der Tisch spazieren ließ, da quiekte alles vor Entsetzen und drehte sich die kurzen Röcke dicht um die Beine. Ellen lachte, ließ ihren kleinen Liebling über Arm, Schulter, Hals und Nacken laufen und spottete über die Angst der anderen. Mitten in diese Situation aber plakte Frau Senta unversehens hinein. Ellen konnte gerade noch mit einem schnellen Griff die weiße Maus vor den Blicken der Chefins bewahren. Frau Senta sah sich ihre Angestellten an und meinte vorwurfsvoll: „So also arbeitet man, wenn ich nicht da bin. Ja, ja, wenn die Kasse nicht da ist, dann spazieren die Mäuse über Tisch und Bänke!“ Man sah sich einigermaßen verblüfft über diese treffende Bemerkung an und machte sich dann schuldbehaftet wieder an die Arbeit. Frau Senta ging in ihr Privatkontor und beorderte Ellen zu sich, da sie ihr Wichtiges zu diktieren hatte. Ellen steckte ihre Maus kurzentschlossen in den Ausschnitt ihrer Bluse und nahm bei Frau Senta ein Stenogramm auf. Und genau so schnell, wie Ellen stenographierte, trabbelte und lief auch die Maus mit, um einen Ausweg aus ihrem Gefängnis zu finden, und wurde immer wieder im letzten Moment von Ellen mit einer Bewegung der Schultern oder der Hand in „die Tiefen“ zurückbefördert. Aber der Knalleffekt blieb nicht aus. Mitten im Diktat sah Frau Senta, wie ein kleines, weißes, lüches Mäuschen an der Schulter aus Ellens Aragen hervorkam, das kleine Tierchen sich häuslich auf Ellens Schulter niederließ und mit steil aufgestellten Ohren und offizellen Augen zu ihr herüberblinzelte. Die starke Frau Senta, die im Geschäft „ihren Mann stand“, schrie nur noch: „Auf der Stelle raus!“ und fiel dann in Ohnmacht. Ellen war also fristlos entlassen. Ihr Vater klagte beim Arbeitsgericht. Und hier einigte sich Frau Senta mit Ellen auf Wiedereinstellung. Allerdings mit der Bedingung, daß sie keine weißen Mäuse mehr mit ins Geschäft bringt.



Bienenzucht und Obstbau.

Von Gartenbaudirektor H. Janion.

Beide gehören unbedingt zusammen. Wer Obstzüchter ist, sollte in seinem eigenen Interesse auch Bienen halten und unsere Kleingartenbauvereine sollten wenigstens eins ihrer Mitglieder bewegen, einen Bienenstand zu unterhalten. Es wird gewöhnlich eingewendet, daß in der Nähe der Städte und auch in Gegenden mit ausgeprägter Landwirtschaft vielfach die Bienenhaltung nicht lohne, weil es an den nötigen Futterpflanzen fehle. Es müsse also künstlich gesüßert werden und das kostet natürlich Geld. Ist man aber nicht nur Bienenzüchter, sondern auch Obstzüchter, so macht sich der Ausfall bei der Bienenzucht zehnmal bezahlt durch die Mehrererträge an Obst. Schon vor mehr als 100 Jahren hat der berühmte Naturwissenschaftler Sprenger das Wort geprägt: „Ohne Bienen kein Obst.“ Manche Obstärzte sind allerdings auf die Bienen nicht unbedingt angewiesen, so beispielsweise die Birnbaumblüte. Der Bau und die Stellung der Geschlechtsorgane in der Blüte sind bei der Birne so geartet, daß auch Hummeln die Blüten aufsuchen und den Blütenstaub übertragen. Das erlaubt aber die Apfelblüte nicht, die so gut wie allein auf die Bienenübertragung angewiesen ist. Dadurch erklärt sich auch die größere Fruchtbarkeit des Birnbaums gegenüber jener des Apfelbaums. Es wurde festgestellt, daß im vieljährigen Durchschnitt 13 Prozent der Birnblüten befruchtet werden, von Apfelblüten aber nur 6-7 Prozent.

Es gibt noch andere Beweise für die unbedingte Notwendigkeit der Bienenhaltung für einen lohnenden Obstbau.

Erfahrung und wissenschaftliche Untersuchung haben ergeben, daß der Jungansatz an Früchten größtenteils wieder abgestoßen wird, wenn von den elf vorhandenen Eizanlagen nicht mindestens zwei befruchtet worden sind. Das will sagen: eine Frucht, die nicht mindestens zwei Samenerne hat, gelangt nicht zur Ausbildung. Je mehr Eizanlagen befruchtet werden, je mehr Kerne in der Frucht heranreifen, um so vollkommener und schöner wird die Frucht ausgebildet. Die Beeinflussung der Samenerne auf die Frucht geht so weit, daß die Früchte schief ausgebildet werden, wenn nur einseitig Samen vorhanden sind. Da, wo die Samen in der Frucht sich befinden, bildet beispielsweise der Apfel eine volle Wade, während die andere Seite zurückbleibt. Das dürfte genügend Beweise sein für die Notwendigkeit der Bienenhaltung für den Obstzüchter und es muß als eine der wichtigsten Aufgaben unserer Obst- und Gartenbauvereine betrachtet werden, daß sie die Bienenzucht vielmehr in den Bereich ihrer Arbeiten ziehen. Ein engerer Zusammenschluß der Obstzüchterverbände und Bienenzuchtvereine, die heute vollkommen getrennt arbeiten, ist eins der dringendsten Erfordernisse der Zukunft.

Es fragt sich, wie weit der Besuch der Blüte eines Bienenstandes reicht. Die Meinungen selbst der Bienenzüchter gehen darüber sehr auseinander. Im allgemeinen kann eine Durchschnittsentfernung von 2 Kilometer als äußerste Grenze angenommen werden. Es ist aber auch nachgewiesen worden, daß hohe Wälder oder Strahlenzeilen von hohen Gebäuden als Hindernis des Anfliegens die Reichweite außerordentlich beschränken können. Als gute Norm kann gelten, wenn beispielsweise Apfel 5-7 gut ausgebildete Samenkörner enthalten. Sind es deren weniger, ist nicht die nötige Gewähr für eine normale und gute Ausbildung der Frucht gegeben. Man weiß, daß die häufigen Stürme zu Anfang September am Obstanhang bedeutenden Schaden anrichten, indem je nach den Sorten mehr oder weniger ein Teil der Früchte herabgeschüttelt und zu Fallobst entwertet wird. Es hat sich nun auch hier gezeigt, daß Früchte mit viel Samenkernen fester am Baum hängen, wie solche mit wenigen.

Interessant zur Frage der Bienenhaltung in Beziehung zum Obstbau sind auch die Untersuchungen von Prof. Dr. Ewer-Landsberg in seiner früheren Eigenschaft als Dozent an der Höheren Staatslehranstalt für Gartenbau in Prossau. Er teilt in einem seiner Untersuchungsberichte mit, daß vom Dorfe Mondschütz im Kreise Wohlau (Schlesien) aus eine Chausseepflanzung nach der Nachbargemeinde geht, die ausschließlich mit der bekannten Apfelsorte Goldparmäne bepflanzt ist. Diese Sorte ist unbedingt auf Fremdbestäubung angewiesen, soll sie fruchtbar sein; also auf die Bestäubung

mit dem Pollen einer anderen Sorte. Solche Fremdsorten befinden sich aber ausschließlich in den Bauerngärten des Dorfes Mondschütz, wo auch viel Bienen gehalten werden. Die Goldparmänen der Landstraße können also nur soweit fruchtbar werden, als der Bienenflug reicht. Es ist nun in mehrjährigen sorgfältigen Untersuchungen festgestellt worden, daß die Samenkernzahl in den Früchten zunächst dem Dorfe weitaus am höchsten war und mit zunehmender Entfernung unaufhaltsam abnimmt, bis endlich die Kernzahl 2 bis unter 2 betrug. In demselben Maße wurde auch die Zahl der befruchteten Blüten und damit der Fruchtanhang geringer und dementsprechend nahmen die Ernten mit zunehmender Entfernung schnell ab. Nach diesen 2 Kilometer schiebt sich ein Hochwald ein, der quer zur Landstraße und der Pflanzung liegt. Der Staat und die Landwirtschaftskammern tun im volkswirtschaftlichen Interesse viel für den Obstbau, um seine Ertragsfähigkeit, die viel zu wünschen übrig läßt, zu erhöhen. Man kann es ruhig sagen, daß der Obstbau an sich als Hauptbetrieb kaum eine nennenswerte Rente bringt, daß er vielmehr erst lohn und eine Existenz verspricht, wenn er in Verbindung mit gärtnerischen oder landwirtschaftlichen Zwischenfrüchten betrieben wird, indem also zwischen den weitgestellten Baumreihen andere Früchte noch gebaut werden, so daß der Boden doppelt genutzt wird. Alle die vielen kleinen Mittel, welche angewendet werden, die man empfiehlt, um die Leistungsfähigkeit des Obstbaues zu erhöhen, sind gewiß wichtig; aber über diese wichtigen Interessenbeziehungen zwischen Obstbau und Bienenzucht ist man bisher mit erstaunlichem Gleichmut hinweggegangen.

Vorsicht mit dem Grünfutter beim Kleinvieh.

Nur zu leicht stellen sich heftige Erkrankungen bei dem Kleinvieh, Ziege und Kaninchen, nach dem ersten Genuß von Grünfutter im Stalle oder auf der Weide ein. Treten diese krankhaften Erscheinungen plötzlich bei mehreren oder allen Tieren des Stalles oder der Weide auf, dann liegt meistens Vergiftungsverdacht vor, besonders dann, wenn die Tiere unruhig und ängstlich sind und sich erbrechen. Bald zeigen sich auch Lähmungserscheinungen, Krämpfe und Zittern, und die Tiere geben klagende Laute von sich. In solchen Fällen sollte man sofort alles Grünfutter aus dem Stalle beseitigen und einen Tierarzt zu Hilfe rufen.

Um diesen Erkrankungen, die immerhin bei jungen Tieren, namentlich aber bei Kaninchen nur zu leicht zum Tode führen können, vorzubeugen, beachte man die folgenden Vorsichtsmassnahmen, die alten Erfahrungen entstammen. Rühnernen Tieren sollte man niemals Grünfutter verabfolgen, sondern sie zunächst durch anderes Futter sättigen, da giftige Pflanzen viel stärker und heftiger wirken, wenn sie in einen leeren Magen kommen. Da sich der Körper der Tiere nach und nach an die Pflanzengifte gewöhnt, ist es ratsam, ihnen zu Anfang der Grünfütterung nur kleine Mengen Grünfutter, das man trotzdem einer Durchsicht vorher unterziehen sollte, verabfolgen. Es ist auch vollständig verfehlt, mit der Fütterungsweise schroff zu brechen und an Stelle des seitherigen Trodenfutters nunmehr frisches grünes Futter treten zu lassen. Ein solch plötzlicher Wechsel wirkt stets auf die Verdauungsorgane schädlich. Weniger ängstlich braucht man bei dem Weidegang zu sein. Hier sind die Tiere namentlich bei den ersten Besuchen unruhig, tummeln sich mehr als sie grasen und nehmen deshalb auch keine großen Mengen Futter auf. Auch lassen sie sich von ihrem Instinkt leiten und meiden die giftigen Pflanzen, die sie im Stalle, mit dem Grase vermenst, allzu aufzunehmen.

Von Giftpflanzen sind besonders die gelbblühenden Hahnenfußarten, die auf feuchten Wiesen in Gesellschaft häufig anzutreffen sind, aus dem Grünfutter auszulesen. Dasselbe gilt von dem Wasserschlitzling, der in den als Tränke benutzten Wasserlöchern wächst und leicht an seinen weißen Goldblüten erkenntlich ist. Gefährlich ist auch der Nachschatten, der leicht unter das Aderfutter für die Kaninchen gerät und ihren Tod herbeiführt. Selbst Brennesseln, ein Laßsal für junge Gänse, können für Kleinvieh heftige Erkrankungen herbeiführen, wenn ihr Giftstoff in die Blutbahn eindringt.